

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 1 (1945)

Artikel: Zwei Dichter der jüdischen Emigration : Franz Werfel und Alfred Doeblin
Autor: Siemsen, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-960659>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei Dichter der jüdischen Emigration: Franz Werfel und Alfred Doebelin

Von Prof. Dr. ANNA SIEMSEN, Chexbres

Es geht mir nicht um eine wissenschaftliche und ästhetische Untersuchung. Ich möchte einfach berichten, wie ich beide erlebte, und wie sie mir erschienen sind als sehr charakteristische und bewußte Vertreter ihres Volkes und zugleich zweier durchaus verschiedenen Geistesrichtungen, widerspiegelt durch zwei große und verschiedenartige Begabungen, und bestimmt durch zwei fast gegensätzliche Kulturen: Prag und Berlin.

Werfel wurde bekannt in Berlin nicht lange vor Ausbruch des ersten Weltkrieges und zwar durch einen ungewöhnlichen Akt bewundernder Freundschaft. Eine Gesellschaft junger Schriftsteller hatte aus Prag den schon sehr ehrenvoll bekannten Max Brod eingeladen, aus seinen eigenen Werken vorzulesen. Am Beginn des Abends erklärte er, er habe gerade in Prag das Werk eines jungen Lyrikers kennen gelernt, das seine eigenen Dichtungen weitaus übertreffe, und er wisse nichts Besseres zu tun, als dessen Gedichte den Freunden bekannt zu machen. Dann las er vor aus dem „Weltfreund“, jene so sehr jungen, so sehr in die Welt und die Menschen zärtlich verliebten Gedichte: „Mein einz'ger Wunsch ist Dir, o Mensch, verwandt zu sein“ mit dem sehnsuchtsvollen Schlußvers: „Wann wird es geschehen, daß wir uns, Bruder, in die Arme fallen!“ Und weiter die daseinsselige Versicherung: „Nur was nicht ist, ist bedauernswert“.

Diese bald verspielte, bald verzückte Liebesseligkeit entsprach ganz und gar unserer damaligen eigenen Einstellung zur Welt, die wir, jugendlich begeistert, bereit waren zum Aufbruch, die Welt durch Liebe zu erobern, und sicher, daß sie sich der Güte öffnen müsse. So wurde der „Weltfreund“ unser geliebtes Andachtsbuch und sein Dichter ganz selbstverständlich als unser Apostel anerkannt und propagiert.

Sehr bald erschien sein zweites Werk: „Wir sind“. Und wenn darin derselbe Geist mit liebevoller Eindringlichkeit zu uns sprach,

so war der Dichter reifer geworden, schwerer durch die schweren Erfahrungen. Der helle Frühling begann zu dunkeln zu einem ernsten, aber fruchtversprechenden Sommer... Es kam der Krieg und im Kriege erschien das dritte lyrische Bekenntnisbuch: „Ein-ander“ und hatte, soweit ich sehe, die tiefste Wirkung, die irgend einem Werke Werfels beschieden war. Denn in diesem fanden alle seine Freunde und Vetreuer den Ausdruck dessen, was sie selber in bitterem Schmerz und ausbrechender Empörung durch die Kriegsjahre in sich niederzwingen mußten. Da war die Anklage gegen den Krieg mit jener heute mehr als je realen und alle anderen Klagen übersteigenden Feststellung: „Die Bestie darf has-sen und sie singt“, deren vernichtende Wahrheit wir seitdem wieder und wieder in immer härterer Steigerung erleben mußten. Da war der Anruf an den heiligen Geist, den schöpferischen, unsere Form zu zerbrechen und in flammender Revolution die verdor-bene Welt zu erneuern. Und da war vor allem, ganz unsere Sehnsucht aussprechend, die Legende von „Jesus und dem Äserweg“, in der das völlige Erbarmen die Schrecken der äußersten Verwesung liebend überwindet.

In der fiebernden Stimmung der ersten Nachkriegsjahre, in welcher die kriegsgetroffene Generation, hoffend und zugleich verwirrt, nach einem Ausweg suchte, gab es neben Briefen aus dem Gefängnis der ermordeten Rosa Luxemburg nichts, was so völlig unserer Sehnsucht entsprach, durch unsere bereitwillige Hingabe die Welt zu erneuern.

Und dann kam in die Welt mit Stagnation erst Reaktion und immer wachsende, unbarmherzige Gewalt. Und es kam die Reihe von Werfels großen Romanen. Der Lyriker und Bekenner wurde zum Epiker, der eine scharf beobachtete, klar gestaltete Welt hinstellt, deren vielgestaltige Schicksale und Persönlichkeiten sich doch schließlich alle unter dem einen Motto vereinen lassen: „Geh an der Welt vorüber, es ist nichts.“

Werfel ist in diesen Zwischenkriegsjahren ein Schriftsteller von verdientem internationalem Ruf geworden. Er hat seine Arbeit, seine Anteilnahme, seine Liebe emigrieren lassen von dem heimatlichen Prag nach Wien. Ich nehme an, daß er hier vor allem dem

Zwang der Sprache folgte. Die ersten Nachkriegsjahre überschwemmten das selbständig gewordene Prag mit einer Welle tschechisch nationalen Abwehrwillens. Alle deutschsprachigen Dichter litten darunter, manche emigrierten. Einige von Werfels Freundeskreis, wie der hochbegabte und überzarte Kafka, gingen in dem harten Klima dieser Jahre zu Grunde. Werfel selber fand im Wien der Nachkriegszeit seine Motive und seine Modelle. Was er in sich trug an heimatlicher Prager Kultur war eben mehr geprägt vom böhmischen Deutschtum her als von der tschechischen Seite. Und jenes war sehr nahe verwandt mit dem Wienertum, eine gereifte, durchs Alter milde gewordene und sehr katholische Kultur. Die Romane, in welchen er dies Nachkriegswienertum schildert scheinen mir die bedeutendsten seines Werkes und zugleich die durchaus bezeichnenden für seine Geisteshaltung gegenüber seiner Zeit und ihrem Geschehen.

In „Barbara oder die Frömmigkeit“ ist es das Schicksal eines feinen und leicht überzüchteten Offizierssohnes, das gestaltet wird. Die schöne und in der strengen Soldatenatmosphäre heimatlose Mutter verläßt den Vater, der den kleinen Sohn zu erziehen sucht in seinen asketischen Ehrbegriffen. Aber die Herzensheimat und immer gleiche sichere Liebe findet er bei seiner alten bäuerlichen Kinderfrau, der Barbara. Nach dem Tode des Vaters wird die vermögenslose Waise einer staatlichen Waisenanstalt überwiesen. Die Barbara aber nimmt ihn vorher noch einmal in ihre Heimat mit auf den böhmischen Bauernhof, zu einer Wallfahrtskirche, wo sie für ihn vertrauensvoll betet. Diese Erinnerung begleitet ihn in die Lieblosigkeit der Staatserziehung, die Schrecken des Krieges, die fieberhafte und verworrene Ratlosigkeit im Nachkriegswien. Er wird durch sie gefeit, findet seinen Weg aus dem verhaßten Offiziersstande zur Medizin und besucht, bevor er als Schiffsarzt eine Weltreise antritt, noch einmal die gealterte Barbara. Es gibt zwischen den beiden keine Möglichkeit des geistigen Austausches von ihrer so weltenweit getrennten Umwelt aus, aber der ist auch nicht nötig, denn die Liebe, das Vertrauen, die Sicherheit, welche der junge Mann in beidem findet, machen alle äußeren Verständigung überflüssig. Barbara händigt ihm zum Abschied ein Beu-

telchen mit Goldgulden ein, die sie in ihrem langen Magdleben für ihn erspart und heimlich aufbewahrt. Diese Frucht eines selbstlos treuen Lebens, werthaltig in dem alles andere entwertenden Wirbel der Zeit, ein Symbol der Frömmigkeit, wie Werfel sie faßt, ist ihm aber zu heilig, um sie zu verwenden. Was er als Höchstes aus diesem Erlebnis mitnimmt, ist dies, daß es gilt sich rein zu halten von dem Scheinleben der lieblosen und eigensüchtigen Welt. So versenkt er dies Liebessymbol still ins Meer und geht ins Leben als ein Verzichtender und dadurch Unverwundbarer.

Abgewandelt ist dies Thema in einer halb ironischen, halb tragischen Weise im „Veruntreute Himmel“. Auch hier ist die Heldin eine Wiener Magd, Köchin in einem vornehmen Hause, dessen Untergang in den Wirren der Dollfuß-Hitlerputsche die Folie bildet für die Geschichte jener. Auch sie ist fromme Katholikin. Auch sie wendet allen mühsam erparten Lohn ihrer Arbeit an ein Kind, einen Neffen, den sie zum Geistlichen machen will. Aber sie tut es keineswegs aus Liebe, sondern mit dem sehr eigensüchtigen Zweck, daß er ihr durch sein Gebet den Himmel sichern soll. Jener aber betrügt sie um diesen Himmel. Er wird ein unverbesserlicher Schwindler und Hochstapler. Als sie endlich diesen Betrug erkennt, tritt indes der Himmel dennoch rettend für sie ein. Noch hat sie eine Wallfahrt nach Rom für sich erspart, ein gütiger junger Kaplan, die Audienz beim Heiligen Vater, selbst der Ohnmachtsanfall bei dieser Audienz, der zwar ihren Tod herbeiführt, aber ihr die spezielle Aufmerksamkeit und einen Sondersegen des Statthalter Christis einträgt, sichern ihr den veruntreuten Himmel zu guterletzt und lassen sie beglückt und als Siegerin die Welt verlassen, während vom einst so glücklichen Herrschaftshaus in dem sie gedient, nur Mutter und Tochter als heimatlose Verbannte endlich in Lourdes die Bekehrung zur Kirche und in dieser jene Sicherheit finden, welche Kultur und Geist und Bildung ihnen nicht geben konnten.

Damit ist das letzte von Werfels europäischen Büchern vorbereitet: „Das Lied von Bernadette“, die Geschichte des Mädchens von Lourdes, dem die Jungfrau erscheint, der sie ihr Leben aufopfert in blindem Gehorsam der höchsten Liebesentzückung, und die nach

einem leidenvollen Leben jung hinübergeht in jene Welt, die nun nicht mehr Nichts 'und Schein ist...

Alle diese glänzend geschriebenen, virtuoson Bücher sind Spiegelbilder einer dem Untergang verfallenen Welt — auch die Kirche, die Werfel darstellt in den Intrigen und Machtkämpfen um die Offenbarung von Lourdes, 'gehört dieser Welt an. — Vor allem aber gehört ihr 'Werfel an, der aufs allerengste mit ihr verbunden ist. Er liebt, kennt und versteht diese Welt alter Überlieferung, fester Konventionen, die teils asketisch, teils genießerisch, selbst im Untergang noch spielt: „Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst“. Er ist darin verwandt einem Dichterkollegen und Volksgenossen, dem in der Emigration von Paris verstorbenen Wiener Joseph Roth. Was ihn aber scheidet von ihm, das hat er in seinem letzten amerikanischen Werk, der Komödie „Jacobowsky“ sehr klarsichtig dargestellt.

Roth ist durchaus und von Anfang an dem Untergang verfallen und sucht ihn. Ihm ist Verfall und Tod die einzige Atmosphäre, in der er 'atmen kann. Sein Lebenswille ist erloschen und seine dichterische Liebe und reine und große Sprach- und Gestaltungskraft dient einzig den Lebensunwilligen, den Todsuchenden. Bei Werfel hingegen ist der Lebenswille unüberwindlich. Mitten im Verfall, mitten in der schmerzlich erbitterten Darstellung all seiner Schrecken und Greuel klingt stets das Thema seines ersten Buches auf: „Und nur was nicht ist, ist bedauernswert“. Kaum hat er sich aus der wirklichen Todesgefahr der französischen Emigration gerettet, in welcher er sich in Lourdes verbarg und seinen Roman gelobte zum Dank für die Rettung, so kehrt ihm die alte Lebensfreude, der zähe Lebenswille zurück. Der Jacobowsky ist ein Preislied auf diesen Lebenswillen, ein Bekenntnis zu einem Judentum, das unbesiegbar und unsterblich ist.

Wahrscheinlich wird seine Geschichte den meisten unserer Leser bekannt sein, entweder aus der Lektüre des Buches oder aus den Aufführungen in Zürich und Basel, die sehr verschiedene Auffassungen dieser tragisch-symbolischen Komödie vom unsterblichen ewigen Juden und damit auch ganz verschiedener Wirkung waren. Der in Polen geborene, in Deutschland aufgewachsene Jacobowsky,

der trotz seiner Verliebtheit in die deutsche Kultur, trotz all dessen, was er für sie getan hat, durch Hitler ausgestoßen, nun auf der ewigen Flucht ist: von Wien nach Prag, von Prag nach Paris, von dort atemlos gejagt von SS und Gestapo, scheint dem sicheren Untergang verfallen. Und dennoch entkommt er mitsamt seinem Gegenspieler, dem polnischen Don Quichote von Oberst, dem Hochmütigen, Ritterlichen und Unpraktischen, der doch eben die gleiche zähe Lebenskraft hat wie sein Vaterland, das ihm in seinem Unglück und Glück so sehr gleicht; mitsamt auch der von beiden geliebten Marianne, der Verkörperung Frankreichs, wie Werfel es sieht. Alle drei sind sie Symbole ihres Volkes. Und, bewußt oder unbewußt, hat insbesondere in Jacobowsky der Dichter ein gut Stück von sich selbst und seinem Leben dargestellt: die Sehnsucht nach einer Heimat und die ewige Heimatlosigkeit; die Verliebtheit in die fremde Kultur, die ihn doch ausstößt; der Zusammenbruch trotz aller persönlichen Leistungen und Erfolge; die tiefe Menschenfreundlichkeit, die sich nicht entmutigen läßt. Das alles sind Züge des Werfelschen Lebens, transponiert in den polnischen Geschäftsmann Jacobowsky. Und sehr aufschlußreich für den Dichter ist auch die kleine Szene, in welcher er den ewigen Juden auftreten läßt in Gesellschaft des heiligen Franziskus. Beide „verstehen sich ausgezeichnet“. Aber beide bleiben, was sie sind... Was heißt das anders, als daß Werfel in diesem merkwürdigen, liebenswürdig heiterem Werk sich zurückfindet in seine alte Welt, die jüdische, und nun heimkehrend nach einer langen Wanderung Ja sagt zu seinem Judentum, zu seinem jüdischen Schicksal, zu der Zukunft seines Volkes.

Alfred Doeblin wurde in den ersten Nachkriegsjahren, nachdem seine ersten kleineren Erzählungen nur in einem kleinen Kreise junger Berliner Modernisten beachtet worden waren, durch seinen großen Roman: „Die drei Sprünge des Wang Lun“ bekannt. Dieser Chinaroman stellt den Verlauf eines halb religiösen, halb sozialrevolutionären Bauernaufstandes in Südchina dar. Und er tut das mit einer solchen Kraft der Anschaulichkeit, mit einer zugleich großartigen und realistischen Phantasie, daß man das psychisch wie ethnisch gleich fremdartige Geschehen in höchster

menschlicher Spannung miterlebt. Doebelin stellte sich für die kritischeren Leserkreise mit diesem Werke gleich an die Spitze der norddeutschen Erzähler. Er überraschte sie sodann mit jedem neuen Werk.

„Wallenstein“ gab eine Schilderung des Dreißigjährigen Krieges, die gleich revolutionierend und gleich eindrucksvoll war wie der Chinaroman. Es folgte „Berlin Alexanderplatz“. Und hier erzählte nun Doebelin, zum erstenmal zurückkehrend zu seinen literarischen Anfängen, von der Welt seiner eigensten Erfahrungen als Arzt im Berliner Nordosten, Leben und Umwelt der Verbrecher und Zuhälter, der „Cliquen“ und der Polizei in jener allersonderbarsten Welt der dunklen Gassen und Hinterhöfe, die wie ein Labyrinth sich um die Berliner Polizeikaserne am Alexanderplatz zieht. Doebelin ist nach Fontane der größte Schilderer jenes Berlins, das heute unterging in einem namenlosen Grauen, nachdem Hitler es nahezu zu einem Zerrbild seiner selbst machte. Aber während Fontane den alten Westen Berlins schildert, wie er war, vor der Wilhelminischen Zeit und sich zu bewahren suchte im Gegensatz zu deren säbelklirrendem Protzement, gibt Doebelin das Gegenbild des dunkelsten Berlin, das der Fremde und mancher Berliner nicht kennt. Es ist das Milieu, das uns Käthe Kollwitz und mehr noch der echtste aller Berliner, Heinrich Zille, gezeichnet haben, aber es wird von Doebelin mit ganz anderen Augen gesehen. Doebelin ist kein Mitleidsdichter. Ein kleines, größtenteils autobiographisches Werk von ihm heißt: „Pardon wird nicht gegeben“. Das könnte das Motto sein für sein ganzes Werk. Er gibt und verlangt keinen Pardon. Er zieht seinen Helden die Linien ihres Schicksals bis in den Untergang, mögen diese Helden chinesische Revolutionäre sein, der römische Kaiser Ferdinand, ein Berliner „Cliquenbulle“ oder eine indische Gottheit. Aber jenseits des unerbittlichen und unausweichlichen Untergangs steht etwas anderes: die Erlösung. Immer kreist Doeblins Phantasie um dies eine Thema: daß nur im Untergang jegliche Kreatur die Erlösung, nur im Tode das Leben findet.

Auf der Suche nach immer neuen Varianten dieses seines Themas treibt es am Ausgang der zwanziger Jahre von der Darstellung

Berlins direkt in die Welt der indischen Götterlegenden und von dort zu seiner großen Weltuntergangs- und Wiedergeburtichtung „Berge, Meere und Giganten“, in welchem die Hybris, der von ihrer Wissenschaft und Technik trunkene Hochmut der Menschen, sie dem völligen Untergang nahe bringt, bis sie im letzten Augenblick sich zurückfinden zur Weisheit der sich bescheidenden Erkenntnis und sich erneut beugen unter die Gesetze der Natur. So finden sie in der sanften Schönheit der südfranzösischen Landschaft eine Heimat für ein erneuertes und gereinigtes Menschengeschlecht.

Die letzten Dichtungen fallen schon in die fiebernde Zeit der Weltkrise und der aufsteigenden Hitlerbewegung. Hitlers Machtergreifung warf den Juden und „zersetzenden“ Radikalen Doebelin sogleich in die Verbannung. Über die Schweiz nach Frankreich wandernd, fand er in Paris wie so viele andere ein Asyl. Und hier schrieb er nun seinen Emigrationsroman, die „Babylonischen Wanderungen“, den er in Paris vollendete.

Sein ursprünglicher Gedanke war gewesen, ein Leben Jesu von Nazareth zu schreiben, das er in einem gleichen Sinne wie später das Leben der Götter in den Babylonischen Wanderungen als Verbannung faßte. Aber er sah bald ein, daß diese Aufgabe nicht zu bewältigen war: er wäre nicht fertig geworden mit seiner Auseinandersetzung mit dieser Gestalt, die ihn zugleich anzog und sein Empfinden wieder abstieß. „Wie kann Jesus die Forderung aufstellen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Als ob man sich selber lieben würde. Als ob man nicht herzlich froh sein würde, sich selber los zu werden, mit einer anderen Person zu vertauschen.“ „So ist die Forderung doch nicht gemeint. Was Jesus meint ist doch klar durch den Ausspruch: Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihnen gleich also. Also Wohlwollen wie man es für sich selber empfindet“... Er blieb unbefriedigt. Und so schrieb er diesen großen Roman von dem Babylonischen Gott, der in der Zeit seiner Herrlichkeit die Erde verwahrlost hat und daher verurteilt wird in Menschengestalt auf der Erde zu wandeln, begleitet von dem ewigen Widersacher und Ankläger, den das Buch Hiob kennt: als Satan, der die Menschen in Versuchung führt und prüft. Hier ist es der Gottkönig selber,

der so gestraft und geprüft wird. Mit ihm geht auch ein getreuer dienender Gott. Die drei aber betreten die Erde just in unserer Gegenwart und durchwandern, von Babylon ausgehend, über mannigfache Abenteuer in Istanbul hinweg, Europa, bis sie nach Paris gelangen. Sie verlieren sich. Satan gelangt zu großem Vermögen, Ehren und Würden. Der dienende Gott verliert sich in Wirren des Herzens wie der Sinne. Der Held der großen Legende aber, der büßende Götterherr erleidet alles Elend und alle Entwürdigungen bis zum Schicksal des obdachlosen Vagabunden, des Clochard. Satan selber entführt ihn auf einen südfranzösischen Bauernhof und hier begegnet eines schönen Sommermorgens im Walde ihm der Götterbote in Greifengestalt, um ihm das Ende seiner Bußzeit, die Heimkehr in den Himmel anzuzeigen. Der Gottkönig aber verzichtet. Er hat gelernt die Erde zu lieben, das menschliche Schicksal zu lieben. Leidend, irrend, kämpfend, als Unbekannter, findet er eine höhere Lebenserfüllung als in der Leere einer ewigen Herrschaft, fern über den Menschen.

Diese seltsame moderne Legende, durch welche ein Hauch großartiger Ironie, eine Freude an kolossalischen Scherzen geht, steht mitten in der sonstigen Emigrationsliteratur wie ein gewaltiger erratischer Block. Man ist denn auch zumeist mit scheuem Respekt, stillschweigend um sie herum gegangen. Doebelin selber aber hat, mit der für ihn kennzeichnenden jähen Wendung vom Phantastischen zur exaktesten Wirklichkeitsschilderung sich in Paris dann einer Darstellung des Zusammenbruchs von 1918 zugewandt: „Bürger und Soldaten“. Er schrieb dieses Werk unter einem doppelten Druck. Einmal, daß er damit es keinem recht machen werde. Den einen werde es zu revolutionär, den andern zu reaktionär erscheinen. Sodann aber meinte er, halb lachend, halb verzweifelt, das Buch wachse ihm zu einer Bücherei, denn am Ende des ersten umfangreichen Bandes waren kaum die ersten vierzehn Tage, von der Kapitulation im Elsaß bis zum Rückzug der Armee über den Rhein erzählt. In so viele Einzelschicksale spaltete sich ihm das Gesamtgeschehen, die alle von einer anderen Seite her es spiegelten.

Unterdessen hat ihn, wie Werfel, die Flucht nach den Vereinigten

Staaten geworfen, und ich weiß nicht, wie weit er dort sein Emigrationswerk wird weiterführen können. Sicher wird er dort sich in der Verbannung fühlen, da ihm sogar Paris, das er durch alle Poren genoß, ein Exil blieb, ihm, der sich „an den Felsen der Sprache gefesselt“ und dadurch unentrinnbar an Deutschlands Schicksal gebunden weiß.

Selten begegnen einem so klar verschiedenartige Typen wie die beiden großen deutsch-jüdischen Dichter, die das gleiche Schicksal der Verbannung traf. Verschieden sind sie nach Anlage und Temperament ebenso wie nach Art und Klima ihres Ursprungs- und Heimatlandes.

Der nach Wien auswandernde Prager Werfel besitzt die Anmut und Liebenswürdigkeit und die Weichheit seiner Geburts- wie seiner Wahlheimat. Seine junge Hingabe an den „Bruder Mensch“ wird gelohnt mit einem frühen verwöhnenden Ruhm, der ihm treu bleibt über alle düsteren Weltereignisse hinweg. Jedes seiner Werke, in denen er nicht müde wird seine Umwelt im sehr fein aufgebauten Kunstwerk wiederzuspiegeln, findet eine dankbare Gemeinde unter den Kultivierten und Genußbereiten. So schonungslos er beispielsweise in den „Vierzig Tagen des Musa Dagh“ den grauenhaften Untergang des armenischen Volkes schildert, so bleibt seine Dichtung im wesentlichen eine Dichtung des Mitleids. Seine Helden sind kleine, hilflose, untergehende Menschen oder aber solche, die aus weltabgewandter Innerlichkeit unbesiegbar, weil unangreifbar werden. „Geh an der Welt vorüber. Es ist nichts.“ Aus dieser Erkenntnis kann die Allerheiligste Jungfrau der von ihr erwählten Bernadette kein diesseitiges Glück versprechen, kann sie nur erfüllen mit dem Bewußtsein, daß die Erde nur ein Exil ist, der enge Weg zur ewigen Heimat... Aber seit Werfel ein sicheres und nicht ruhmloses Asyl in den Vereinigten Staaten fand, erwacht sein Lebenswille wieder zum Bewußtsein, daß auch diese Erde trotz Verbannung und Flucht, trotz Not und Gefahr schön sei. Er ist im „Jacobowsky“ jüdischer geworden als er lange war, bereit sogar das Los des ewigen Juden als einen Segen zu bejahen, aus welchem seinem Volke wie ihm neue und unendlich Kräfte zuströmen.

Doebelin ist sehr viel härter. Er fühlt nicht leicht Mitleid. „Pardon wird nicht gegeben“ bleibt seine Parole. Und er selber gibt keinen Pardon. Seine Geschöpfe, ob Mensch, ob Gott haben die Folgen ihrer Taten zu tragen. Allein dadurch können sie ihr Schicksal, ihre Bestimmung erfüllen. Er ist geneigt die Sündenvergebung als eine Illusion der Schwäche abzulehnen, und zieht es vor, jede Buße und Sühne auf sich zu nehmen. Gerade dadurch wird ihm der Mensch vollendet und göttergleich. Und so werden Unglück und Not, ja selbst der physische Untergang als notwendige Elemente des Lebens bejaht, ja fast begehrt. Der Bußweg des verbannten, wandernden Gottes ist zugleich der Weg zu seiner wahren menschlich-göttlichen Verklärung. Der sterbende Leutnant, der im Leben recht törichte, unfähige Oberstabsarzt, erleben in ihren Fieberträumen eine Steigerung ihres Daseins, die ihren Tod zu einer Vollendung macht. Als Doebelin selbst, der Sechzigjährige, in Paris von einem Autobus überfahren, tagelang zwischen Leben und Tod schwebte, meinte er genesend, sehr gelassen: „Mit sechzig Jahren ist es ja eigentlich angenehmer einmal in eine andere Persönlichkeit zu schlüpfen. Man wird sich doch schließlich leid.“ Solche Äußerung setzt ein unbedingtes Ewigkeitsgefühl voraus, die Sicherheit, daß durch alle Wanderungen und Wandlungen das Leben siegreich sei, und daß es eine gute Sache sei um dies Leben, eine gute Sache, gerade weil das Leben unerbittlich ist, weil es eine Gerechtigkeit gibt, die den Menschen — und den Gott — verantwortlich macht für sein Tun. Denn nur in diesem Sich-Stellen zur Verantwortung, auch wenn es das härteste Leiden einschließt, kann der Mensch sich innerlich vollenden, das höchste Glück der Persönlichkeit erfahren.

In diesem unbedingten Lebenswillen, in dieser Bereitschaft, sein Schicksal auf sich zu nehmen, das Werfel im „Jacobowsky“ auch wiederfindet, sehe ich das Verwandte, sehe ich das spezifisch Jüdische der beiden so verschiedenen Dichter. Werfel ist westlicher, weicher, assimilationsbereiter. Man konnte einige Jahre lang glauben, er werde zur katholischen Kirche konvertieren. Doebelin ist östlicher, herber, alttestamentlicher. Steht für Werfel die Hingabe, der brüderliche Dienst, die Bereitschaft selbst die Schuld des an-

dern auf sich zu nehmen im Vordergrund, so fühlt man bei Doeblin jene Kampfbereitschaft, die Israel das nächtliche Ringen mit dem Engel Gottes auf sich nehmen läßt, da nur aus ihm der Segen erwachsen kann.

Daß so verschieden und so großartig jüdische Dichter auf den Vernichtungsturm, der über ihr Volk und ihre Gemeinde hinbraust, antworten, das ist wohl das freudigste und hoffnungsvollste Omen für die Zukunft.

Literatur

Im Schatten des Lichtes. Roman von Karl Würzburger. Pan-Verlag, Zürich.
335 Seiten, geb. Fr. 10.80, kart. Fr. 8.50.

Dies Buch ist ein Bekenntnisbuch. Ein Geständnisbuch. Ein Buch, das schürft nach den Hintergründen der geistigen Entwicklung unserer Generation, insonderheit der geistigen Entwicklung des Emanzipations-Judentums. Es legt die Armut der sich selber aufblähenden naturwissenschaftlichen Epoche schonungslos bloß und findet eine Realität, die jener Geisteshaltung vollkommen fremd geworden war, als das Fundament des neuen Lebens, des Lebens in Gott: die Schuld. Leidenmüssen ohne Erkenntnis einer Schuld ist die Hölle. Bereuenkönnen ist eine unendliche Wohltat. Ohne Schuld gibt es keine Vergebung, weder im Himmel noch auf Erden. Über die Erkenntnis der eigenen Schuld führt der Weg zu Gottes Liebe. Was erst unmöglich schien, wird von hier aus nicht nur möglich, sondern Bedürfnis: Vergebung dem Schuldiger, der dem Herzen das Schwerste zugefügt hat. — Dieser Inhalt ist aus dem Buch wie aus einer vielfältig verkapselten Nuß nur schwer herauszuschälen. Es ist eine bemühende Geschichte: Die Heilung eines Psychopathen in der Atmosphäre eines modernen Sanatoriums. Endlose Gespräche führen allmählich zu dem Kern, um den die Geschichte herumgebildet worden ist. Die Psychoanalyse muß ihre Künste spielen lassen, die verschiedenen Richtungen derselben werden besprochen, bis sich das Einfache, das Uralte, als letzte Wahrheit und Rettung erweist.

Irmgard v. Faber du Faur.